Das verwackelte Abziehbild eines sauberen Patriarchen

Ein starkes Stück im Schauspielhaus: „Das Fest" zerrt an Nerven

Der Vater wird 60 und seine Sippe will ihm „ein richtig schönes Fest" machen. Das erwartet er auch, denn schließlich hat er ja mehrere erwachsene Kinder vorzuweisen und „alles gut gemacht". Der kürzliche Selbstmord einer Tochter wirft nur flüchtige Schatten aufs Jubiläum, zumal die Oma nochmal ausdrücklich die „ganz ganz schöne Beerdigung" lobt. Die Welt mag unbehaglich wirken, aber sie hat ihre Ordnung. Zwei Stunden später ist die Nürnberger Aufführung von Thomas Vinterbergs und Mogens Rukovs Stück „Das Fest", nach dem Drehbuch für den dänischen Film, am gleichen Punkt angelangt. Dass zwischendurch der Himmel (den Bühnenbildner Peter Schubert aus lauter Kellerlampen baut) einstürzte, kann das grelle Licht des schönen Scheins nicht beeinflussen. Weiter so, wird schon werden!

Die Geschichte vom gütigen, in Wirklichkeit brutal inzestuösen Patriarchen, der jovial noch im Zusammenbruch seine Lebenslüge gegen die Wahrheit stemmt, war auch im Dogma-Lichtspiel ein Stoff von archaischer Wucht. Albert Lang setzt auf der Bühne nach, er verschärft die Situation sogar, indem er den missratenen jüngsten Sohn, der großmäulig durch die Geburtstagsfeier schwadroniert und bedenkenlos die eigene Frau missbraucht, wie ein verwackeltes (dann also Dogma-fähiges) Abziehbild des so kultiviert auftretenden Alten vorführt. Sebastian Hölz spielt das mit aufgeladener Energie, aber in solchen Überdeutlichkeiten stecken Schwächeperioden der Inszenierung, die ihren Weg ums Kino herum erst allmählich findet.

Sie hat weitaus mehr Stärken. Angefangen vom Entwurf der Bühne, die wie ein Hindernis-Parcours wirkt vor der mickrigen Belegexemplar-Birke und dem „romantischen" Landschaftsprospekt, auf dem irgendwas auf- oder untergeht. Peter Schubert beleuchtet das mit Boden- und Deckenlampen, die der bürgerlichen Fröhlichkeit ihren Platz im Luftschutzkeller zuzuweisen scheint.

Die Trauerarbeit reicht nicht weiter als bis zur Kehrtwende

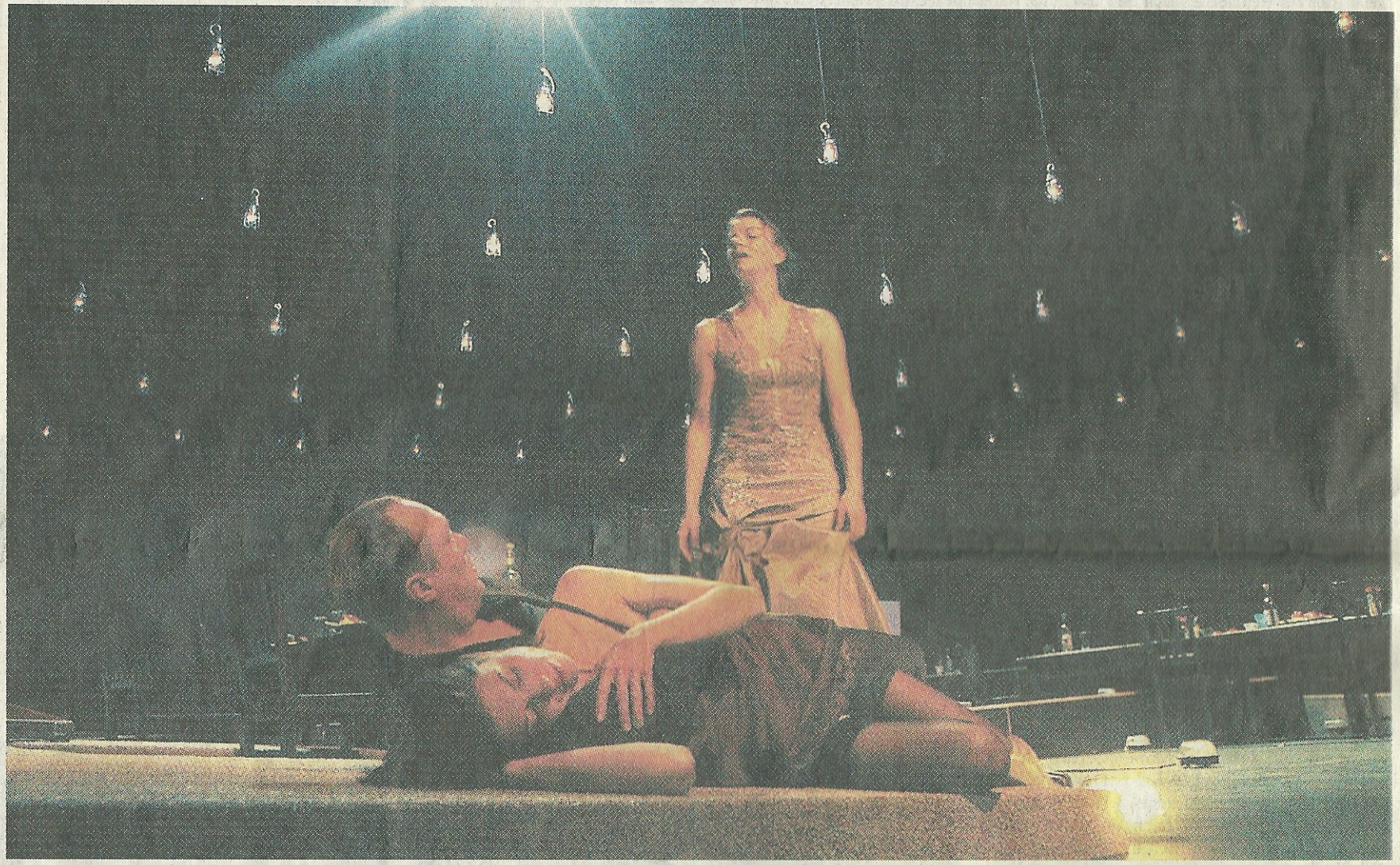
Wenn der älteste Sohn das Wort ergreift, und mit der enthüllenden Tischrede auf den Jubilar die eigene vergewaltigte Kindheit zu bewältigen sucht, hat Albert Langs Inszenierung ihren Ton gefunden. Stefan Lorch spielt die Psyche des schwankenden, von Verzweiflung geschüttelten Mannes überwältigend eindringlich wie eine gefährdete Zeremonie der Trauerarbeit, hat in Jochen Kuhl als vor Selbstgewissheit dampfendem Vater den idealen Widerpart. Erst wird die Anklage ignoriert, dann unterdrückt, am Ende – wenn Fakten unwiderlegbar sind – macht die ganze Versammlung, die eben noch in schönstem Einvernehmen rassistische Mohren-Reime trällerte, ihre Kehrtwendung ins Korrekte. Der Schuldige wird ausgestoßen, der Rest bleibt Schweigen. Die Trümmer, die den Zusammenbruch aller Werte zu zeigen schienen, werden unter den Teppich gekehrt. Eine richtig schöne Katastrophe.

Im großen Ensemble, das bis zur gespenstischen Polonaise ein Mosaik der Details zusammensetzt, sind Tanja Kübler (verhuschte Schwester mit dem schwarzen Freund), Anna-Maria Kuricová (alles ertragende Frau vom Großmaul) und Marion Schweizer (zart gegen das Chaos ansingende Oma) besondere Farben.

Ein starkes Stück, das weder dem Film noch dem Schauspielhaus Schande macht.

Dieter Stoll

Nächste Aufführungen: 12., 16., 20. und 23.10.



Der Provokateur mit seiner Geliebten (Stefan Lorch, Ruth Anna Hardmeier), aufgeschreckt durch die Schwester (Tanja Kübler) in Nürnbergs Aufführung von „Das Fest". Foto: Berny Meyer